Die Moritat von Bertrand und Marie

SCHAUSPIEL Das Eifersuchtsdrama „Schwarze Begierde“ in der Frankfurter Box

VON STEFAN BENZ

FRANKFURT. Das Frankfurter Schauspiel erinnert an eine französische Beziehungstragödie: „Schwarze Begierde“ erzählt von der verhängnisvollen Affäre zwischen Bertrand Cantat und Marie Trintignant. Der Sänger schlug die Schauspielerin tot.

Es war einer der großen gesellschaftlichen Skandale in Frankreich: In einem Hotel in Vilnius erschlug der Sänger Bertrand Cantat (Jahrgang 1964) die Schauspielerin Marie Trintignant (Jahrgang 1962). Er galt mit seiner Band „Noir Désir“ als französischer Jim Morrison, sie entstammte einer großen Filmfamilie mit Schauspielervater Jean-Louis Trintignant (im Kino derzeit in „Liebe“ zu sehen). Mit ihrer Mutter, der Regisseurin Nadine Trintignant, drehte Marie damals in Litauen einen Fernsehfilm, in dem sie die Schriftstellerin Colette verkörperte. Cantat war dabei. Nach einer Feier eskalierte ein Eifersuchtsstreit um eine SMS. Der Sänger prügelte die Schauspielerin ins Koma, aus dem sie nicht mehr erwachte.

Sie tun nicht so, als wüssten sie Bescheid

Das Projekt „Schwarze Begierde“ spürt diesem legendären Eifersuchtsdrama nun in einer Foyer-Inszenierung in der Box des Frankfurter Schauspiels nach. Dramaturgin Johanna Vater und Regisseur Gernot Grünewald haben mit den vier Schauspielern Stoff und Songs gesammelt und geformt. Entstanden ist so etwas wie die Moritat von Bertrand und Marie als episches Theater mit Musik. Sie tun nicht so, als wüssten sie Bescheid. „Ich stelle mir vor…“, heißt es immer wieder. Es ist ein tastendes Erzählen im Konjunktiv – davon, wie aus Verliebtheit Besitzanspruch werden und daraus Zurückweisung erwachsen kann. Manchmal klingt’s ein wenig nach Wikipedia-Referat. Dabei wechseln Rollen und Ansichten: Katharina Bach markiert mal die Position von Marie, Lisa Stiegler mal Cantats verlassen Frau, die sich 2010 das Leben nahm. Mario Fuchs und Christian Erdt teilen sich den männlichen Part, alle vier singen, trommeln, greifen auch mal in die Klaviertasten, wenn sie Songs von „Noir Désir“ zum Soundtrack des Dramas machen.

So sehr sich alle darum bemühen, nicht Partei zu ergreifen, singen sie doch die Lieder des Täters, während das Opfer für immer verstummt ist. Es sind sanfte Songs zu einem brutalen Verbrechen: Marie Trintignants Gesicht war zertrümmert. Den Widerspruch zwischen Lyrik und Forensik kann die Inszenierung im Laufe der 75 Minuten nicht auflösen. Sie rekonstruiert das Geschehen in der Nacht des 26. Juli 2003 protokollarisch, verdichtet das Geschehen durch Videoprojektion auf die Bühne. Dabei entstehen absichtsvoll Doppelbilder: Man weiß nicht, welches man greifen soll. Als die Tragödie ihren Lauf nimmt, kommen auch die Schauspieler in Bewegung, rennen zur Hintertür raus, zur Seitentür wieder rein. Die Dynamik dieser Auftritte ist erheblich, verleiht der Inszenierung Dichte und Drive.

Es bleibt ein Unbehagen, das dieser Geschichte tief eingeschrieben ist. Marie Trintignant ist tot, Cantats Melodien vergehen nicht. Die Platten von „Noir Désir“ verkauften sich nach der Tat sogar besonders gut. Der zu acht Jahren Haft verurteilte Sänger kam bereits 2007 wieder frei, singt längst neue Lieder. Und die Frankfurter Moritat spielt nach seinen Noten.

TAGESSPRUCH

Die Eifersucht ist die geistreichste Leidenschaft und trotzdem noch die größte Torheit.

FRIEDRICH NIETZSCHE (1844–1900)

Termine Nächste Vorstellungen am Sonntag (23.) sowie am 1., 2. und 4. Oktober in der Box des Schauspiels. Kartentelefon: 069 21249494.

KURZ GEMELDET

Bramkamp soll Bonner Schauspiel leiten

BONN. Nicola Bramkamp (34), seit 2005 Dramaturgin am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, wird Schauspieldirektorin des Theaters in Bonn. Sie soll den Posten zeitgleich mit dem neuen Bonner Generalintendanten Bernhard Helmich (seit 2006 Intendant in Chemnitz) zur Saison 2013/14 antreten. Bramkamp war vor ihrer Hamburger Zeit im Leitungsteam des Theaterhauses Jena. *dapd*

Tanzsparte in Münster von Kürzungen bedroht

MÜNSTER. Ulrich Peters, neuer Theaterintendant in Münster, muss in den nächsten Jahren mächtig kürzen – sonst droht der Tanzsparte das Aus. Gelinge es nicht, 577 000 Euro jährlich zu sparen, müsse das Tanztheater zur Spielzeit 2014/2015 schließen, sagte ein Sprecher der Stadt Münster. Insgesamt soll das Theater nach den Vorschlägen der Verwaltung künftig etwas mehr als eine Million Euro einsparen. Mehr Geld soll durch höhere Ticket- und Abopreise und einen geringeren Gästeetat in die städtische Kasse wandern. *dpa*

Ai Weiwei vertritt Deutschland bei Biennale

FRANKFURT. Der chinesische Bildhauer und Bürgerrechtler Ai Weiwei, die Inderin Dayanita Singh, der Südafrikaner Santu Mofokeng und der deutsche Filmemacher Romuald Karmakar vertreten Deutschland bei der Kunst-Biennale 2013 in Venedig. Das gab Susanne Gaensheimer, Kuratorin des deutschen Pavillons und Direktorin des Frankfurter Museums MMK, gestern bekannt. Mit der Auswahl internationaler Künstler will sie Deutschland als „aktiven Teil eines komplexen, weltweiten Netzwerkes“ darstellen. *dpa*

Angewandte Kunst auf neuem Kurs

FRANKFURT. Das Museum für Angewandte Kunst (MAK) in Frankfurt plant ein neues Konzept für das kommende Jahr und wird deshalb für einige Monate geschlossen. Unter Leitung des neuen Direktors Matthias Wagner K richte es in Zukunft den Fokus auf die „Verschwisterung von Vergangenheit und Gegenwart“, teilte das Museum am Mittwoch mit. Die Ordnung der Ausstellung nach Stilepochen werde aufgelöst. Wegen der Umbauarbeiten schließt das Museum von Dezember bis ins Frühjahr 2013. Im Februar soll das Publikum die leere Architektur des Hauses erleben können. *dapd*

FEUILLETON – Redaktion Kultur und Gesellschaft
Holzhofallee 25 – 31, 64295 Darmstadt, Telefon 06151 387-338,
Fax: 06151 387-533, E-Mail: Feuilleton@darmstaedter-echo.de

Johannes Breckner (job)	387-532	Annette Krämer-Alig (aka)	387-264
Stefan Benz (sb)	387-415	Thomas Wolff (two)	387-443

Das schultert sie locker

MUSIKFÖRDERUNG Wie die Cellistin Christine Rauh zu einem außergewöhnlichen musikalischen Partner fand

VON THOMAS WOLFF

DARMSTADT/FRANKFURT. Sie sind ein außergewöhnliches Paar: Christine Rauh, 28, in Oxford und Darmstadt aufgewachsene Musikerin, und ihr Rogeri-Cello, knapp 350 Jahre alt. Die kostbare Leihgabe bekam sie von einer Hamburger Stiftung. Doch die Zeit läuft aus. Rauh hat kühne Pläne, was sie dagegen tun will.

Es war Liebe auf den ersten Blick, sagt die Cellistin Christine Rauh über die Begegnung mit dem Rogeri-Cello von 1671. FOTO: ASJA CASPARI

Wenn das mal gut geht. Mit High-Heels stöckelt Christine Rauh die Treppen in der Frankfurter Musikhochschule hoch, balanciert dabei den wuchtigen Koffer auf ihrem Rücken, als wäre es nichts. Darin liegt ein knapp 350 Jahre altes Cello. Eine Kostbarkeit, über deren Versicherungssumme sie nichts sagt. Ein einzigartiges Instrument in jedem Fall, das der italienische Meister Giovanni Battista Rogeri 1671 in Brescia geschaffen hat. Für ein paar kostbare Jahre darf Rauh das Instrument spielen. Das weiß sie zu schätzen. „Aber es ist trotz allem auch ein Gebrauchsgegenstand“, sagt sie. „Trotz allem Respekt, zu viel davon kann dem Spiel auch hinderlich sein. “ So geschmeidig, wie sie das Prachtstück in unseren Gesprächsraum im ersten Stock liftet, kann man nicht anders, als ihr Recht zu geben. Und zu staunen.

Mit der Bürde, die sie trägt, geht Christine Rauh, 28, aufgewachsen in Oxford und Darmstadt, selbstsicher um. Vielleicht auch deshalb, weil ihr so vieles gelungen ist, sie mit ihrer intuitiven Art so vieles richtig angepackt hat. Wie ihre Bewerbung bei der „Deutsche Stiftung Musikleben“ in Hamburg, die über ein staunenswertes Arsenal hochklassiger Instrumente verfügt. Rauh bewarb sich, spielte vor, bekam ein „Einser-Ranking“ und das, was man als den Hauptgewinn bezeichnen darf: „das beste Stück der Sammlung“, das Rogeri-Cello. „Bis dahin“, sagt Rauh mit ironischem Lächeln, „habe ich nicht an Liebe auf den ersten Blick geglaubt.“

Sie holt das gute Stück aus dem Koffer, setzt es behutsam auf den Sporn, fährt mit ihren schlanken Fingern über die Kurven des Instruments. „Es hat einen ganz eigenen Charakter“, Astlöcher, flach gezogene Zargen, eine neckisch zurückspringende Schnecke am Kopf, „urig“ findet Rauh das Erscheinungsbild. Und dann der Klang. Sie schmiegt sich an den Korpus, streicht mit dem Bogen einen einzelnen, langen Ton. Leiser und leiser wird er, „aber er bricht niemals ab“. Ein „konstant singender Ton“ ist dem Rogeri zu eigen, „der Traum jedes Cellisten.“

Natürlich: Bei aller Schwärmerei ist auch diese Beziehung nicht ohne Tücken. „Man formt sich gegenseitig“, sagt die Musikerin. Wie das? Nun, sie habe eine „sehr kraftvolle Herangehensweise“, sagt sie. Das macht Rogeri aber nicht ohne Weiteres mit. Manchmal „verweigert sich der Ton regelrecht“. Das habe sie gelehrt, auch mal „loszulassen, um es nicht zu erdrücken“. Nun könne sie mit ihrer Energie besser haushalten.

Und Rogeri? Ein solch alter Charakter ist doch kaum noch formbar? Doch, sagt die Künstlerin. Kleinigkeiten reichten schon. Einen neuen Steg, in Millimeterarbeit eingefügt, und andere Details richtete ein Berliner Instrumentenbauer nach Rauhs Wünschen. Jetzt klingt es noch „samtig weich, aber nicht mehr so weichspülermäßig“ wie am Anfang. „Mehr Biss“ ist hörbar. „Ich muss auch kämpfen können, muss auch mal hässlich klingen dürfen“. Das verlangt ihr Repertoire, und so verlangt sie auch ihrem Instrument ordentlich was ab. Zwischen Bach, Schnittke, Jazz und meditativen Klängen aus Fernost hat Rauh ihr musikalisches Programm aufgespannt. Da muss sich der Liebhaber ranhalten, um mithalten zu können.

Ein bisschen wie eine Mutter-Kind-Beziehung

Den Vergleich mit einer Partnerschaft möchte die Musikerin aber nicht zu weit treiben. „Es ist doch eher eine Mutter-Kind-Beziehung“, sagt sie. So souverän sie mit dem Gebrauchsgegenstand umgeht: Die Sorge um das Wohlergehen des kostbaren Klangkörpers treibt sie immer mal wieder zum Musikdoktor in Berlin. Unterwegs auf Tour checkt sie regelmäßig die Temperatur. Vor allem die Luftfeuchtigkeit. Die Saharahitze dieses Spätsommers – sicher ein Riesenproblem? Nein, sagt sie, eher die Trockenheit im Winter. Wie letztes Jahr in Kaiserslautern.

Da hatte sie eine Studio-Produktion mit dem SWR. Reiste mit der Bahn an, marschierte durch die Kälte zum Hotel, klappte den Koffer auf – Alarmstufe Rot. Kaum einen vernünftigen Ton gab das Cello mehr von sich. Was rät eine gute Mutter da? „Heiß duschen“, sagt sie, möglichst lange, denn der Wasserdampf entspannt. Das Rogeri…? Sie lacht. „Ganz sicher nicht.“

Jetzt schon denkt Rauh an die Zeit des Abschieds. „Mit 30 ist Schluss“, mit der Förderung durch die Stiftung, mit der Partnerschaft zum Rogeri-Cello. Aber sie hat einen Plan. Einen Nachbau soll der Fachmann aus Berlin versuchen. Maß genommen hat er schon an den Rundungen, Ecken und Kanten des Originals. Jetzt sucht sie Sponsoren für das kühne Unterfangen.

Vor allem den Klang des Instruments, in den sie sich verliebt hat, will die Musikerin sich bewahren. Aber sie kennt die Grenzen ihres Vorhabens. Wie das in Beziehungen halt so ist: „Eine Kopie“, sagt sie etwas wehmütig, „kann es nicht geben.“

CD und Info Über Konzerttermine informiert die Künstlerin auf ihrer Website www.christine-rauh.com. Dort ist auch die CD des Duos „Parthenon“ erhältlich; gemeinsam mit dem Pianisten Johannes Nies spielte Rauh Werke von Beethoven, Schnittke, Isang Yun and anderen ein.

BIOGRAFIE

Christine Rauh

Mit fünf Jahren beginnt Christine Rauh, damals mit ihrer Familie in Oxford lebend, mit dem Cellospielen. Notenlesen bleibt durch ihre Sehschwäche lange Zeit ein Problem, so eignet sich das Mädchen Musik übers Hören an, Klassisches ebenso wie Schlager, die sie im Radio hört.

Mit 16 startet sie als Jungstudentin an der Frankfurter Musikhochschule, wuppt nebenher noch das Abitur an der Darmstädter Viktoriaschule, einem musischen Gymnasium. Heute lebt sie im hessischen Rosbach und lehrt an ihrer ehemaligen Hochschule.

Nach Abschluss ihrer musikalischen Ausbildung lebt sie unter anderem in Berlin, knüpft Kontakte zu internationalen Orchestern und weitet ihr Repertoire bis zu modernen fernöstlichen Komponisten aus.

2011 wird Christine Rauh von der Bundesregierung als eine der „100 Frauen von morgen“ ausgezeichnet.

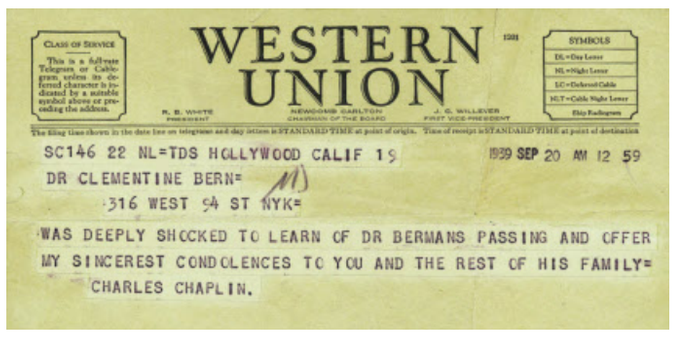
2012 verlängert die Deutsche Stiftung Musikleben die Leihgabe des historischen Rogeri-Cellos an die Musikerin. two

Ringen um die Existenz

GESCHICHTE Das Exilarchiv in Frankfurt öffnet seine Bestände für eine Ausstellung in der Nationalbibliothek

VON JOHANNES BRECKNER

FRANKFURT. An ihrem Standort in Frankfurt unterhält die Deutsche Nationalbibliothek das Exilarchiv. Eine Ausstellung gewährt erstmals Einblick in die Bestände.



WESTERN UNION

SC146 22 NL=TDS HOLLYWOOD CALIF 19 1939 SEP 20 AM 12 59
DR CLEMENTINE BERN=
316 WEST 94 ST NYK=
WAS DEEPLY SHOCKED TO LEARN OF DR BERMANS PASSING AND OFFER
MY SINCEREST CONDOLENCES TO YOU AND THE REST OF HIS FAMILY=
CHARLES CHAPLIN.

Charlie Chaplin kondoliert zum Tod des Schriftstellers Richard A. Berman. Das Telegramm ist Teil der Ausstellung „Fremd bin ich den Menschen dort“, die einen Blick in die Sammlungen des Exilarchivs in Frankfurt gewährt. Mehr Bilder gibt es auf www.echo-online.de. FOTO: AUSSTELLUNG

Lisa Fittko war es gewohnt, sich für andere einzusetzen. Als Teenager im Berlin der zwanziger Jahre trat sie dem sozialistischen Schülerbund bei, und die Nazis wussten bald, dass sie in der Verfasserin von Flugblättern eine entschiedene Gegnerin hatten. Die Flucht führte sie gemeinsam mit ihrem späteren Mann Hans über Prag nach Frankreich, das Paar war im Schreckenslager von Gurs interniert, konnte fliehen und half vielen Flüchtlingen, den Weg über die Pyrenäen nach Spanien zu finden – der erste von vielen Schritten, um eine Schiffspassage nach Übersee zu ergattern. Der Weg ging als „F-Route“ in die Geschichte des Exils ein. Über Kuba gelangten die beiden in die USA, wo Lisa Fittko sich in der Friedensbewegung engagierte und 2005 starb.

In Deutschland erschienen ihre Erinnerungen unter dem Titel „Mein Weg über die Pyrenäen“, aber größere Bekanntheit hat die tapfere Frau hierzulande nicht erlangt. Eine Ausstellung in der Frankfurter Nationalbibliothek erzählt ihr Schicksal als eines von 16 Beispielen, die das erzwungene Exil zum Thema machen. Die Deutsche Bibliothek in Frankfurt hatte nach dem Krieg das Exilarchiv 1933–1945 aufgebaut; es ist ein wichtiger Ort der Bewahrung von Publikationen und ungedruckten Zeugnissen der deutschsprachigen Emigration. Eine ebenso aufwendig wie instruktiv gestaltete Ausstellung gewährt nun Einblick in die Bestände, porträtiert Menschen, die ins Exil gezwungen wurden, und zeigt eindringlich, was es heißt, sein Land aufgeben zu müssen – immer wieder belegen Ausweise und Bescheinigungen die Not, die eigene Existenz auch juristisch zu beglaubigen.

Da hatte es ein deutscher Staatsbürger im Exil, der sich an die Botschaft wandte, auch mal mit Fragen wie „Ist Ihre Ehefrau jüdisch versippt?“ zu tun. Der Pass wurde mit dem Stempel „J“ versehen, der zweite Vorname Israel eingefügt. Das erlebte Fritz Neumarkt, der als junger Wirtschaftsprofessor in Frankfurt Karriere gemacht hatte, mit dem „Arierparagraphen“ 1933 aus dem Dienst entfernt wurde und in die Türkei ging, wo er an der Universität von Istanbul lehrte. Trotz der erlittenen Demütigungen nahm er den Ruf der Frankfurter Universität 1952 an.

Neumark hatte sich mit dem Land, das ihn vertrieben hatte, offenbar ausgesöhnt. Auch der spätere Publizist Ernst Loewy, der als Jugendlicher nach Palästina gegangen war, kehrte nach Deutschland zurück, ebenso Margarete Buber-Neumann. Sie war mit ihrem Mann nach Moskau gelangt, wo sie mit anderen Emigranten im legendären Hotel Lux lebte. Heinz Neumann fiel Stalins Polit-Morden zum Opfer, seine Frau wurde ins Arbeitslager geschickt und 1940 nach Deutschland ausgeliefert, wo sie bis zur Befreiung im KZ saß.

Wer ins Exil ging, hatte es oft mit der kalten Bürokratie der Länder zu tun, die nur widerwillige Gastgeber waren; „die dauernde Wohnsitznahme wird aus Gründen der Überfremdung verweigert“, schrieb die Schweiz an den Verleger und Kabarettisten Leon Hirsch. Es gibt Beispiele der gelungenen Eingliederung, häufiger aber noch gebrochene Karrieren wie die des Journalisten Richard A. Bermann, der im Exil an frühere Erfolge nicht anknüpfen konnte. Als er starb, kam immerhin ein Beileidstelegramm von Charlie Chaplin.

Viele dieser bewegenden Dokumente hat die Ausstellung geschickt arrangiert. Der kostenlose Audio-Führer lohnt auch deswegen, weil er den Ton zu den vielfältigen Filmdokumenten liefert – so gelingt das Kunststück einer Darstellung auch in Bild und Ton, die doch die konzentrierte Ruhe anderer Besucher nicht stört.

Wann und wo Bis 20. Oktober in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt, Adickesallee 1. Geöffnet Montag bis Donnerstag 12 bis 20, Freitag 12 bis 18, Samstag 12 bis 17 Uhr. An Sonn- und Feiertagen geschlossen. Im Begleitprogramm stellt das Deutsche Literaturarchiv am nächsten Mittwoch (26.) um 19 Uhr eine „Zeitkapsel“ mit Dokumenten zur Lyrikerin Mascha Kaléko vor.